

Kanin – Mala Boka/BC4-Durchquerung und wie alles ganz anders kam

Udo Wieczorek

Seite 69 bis 76, 7 Abbildungen



Die familienrechte Eingangshalle der Mala Boka

Eigentlich wollten wir (Fritz und ich) es dieses Jahr angehen, waren gut in Form und fieberten den 1200 Metern der Megadurchquerung im Slowenischen Karst am Kanin entgegen. Die angegebenen 24 Stunden für das Unternehmen schreckten uns nicht, da es ja stets bergab geht – so dachten wir damals, ohne

Vorstellung und Plan des Höhlengefüges des Mala Boka-BC4-Systems. Irgendwann schickte uns Alex Bengel aus Ansbach eine slowenische Zeitschrift mitsamt Höhlenplan. Wir konnten zwar nicht viel entziffern, doch die Bilder und der Aufriss sprachen eine eindeutige Sprache: Teilweise sehr enge



Sinterschacht kurz hinter dem Eingang der mala Boka



Kuhtrittmuscheln in der Srnica

Passagen und überaus „sportlich“ – auch im Abstieg. Die 24 Stunden schienen uns plötzlich sehr optimistisch bemessen zu sein. Dann erreichte uns die niederschmetternde Nachricht von unseren dortigen Forschungskollegen um Rok Stopar und Robert Rehar: Das Unternehmen könne nur im Winter bei optimal trockenen Bedingungen gestartet werden. Zudem stehe die Seilbahn nach einem Unfall still und werde voraussichtlich nicht repariert. Um es kurz zu machen; die Zeichen standen schlecht und wir entschlossen uns zu einer anderen Annäherung an die Riesenhöhle von unten, über die Mala Boka. Das neue Ziel hieß: Aufstieg bis zu den ersten großen Schächten am Direktaufstieg. Wie ehrgeizig das war, sollte uns der Berg alsbald vor Augen führen.

Es ist halb neun abends, als wir die kleine Schlucht erreichen, die von dem hohen, spaltartigen Höhlenzugang herabzieht. Immer wieder streicht angenehm kühle Luft über unsere erhitzten Gesichter, obwohl die Höhle noch gut 100 Meter entfernt ist. Ein Indiz dafür, was für ein Sturm an den Engstellen im Bergesinneren herrschen muss. Kein Wunder, trennen uns doch rund 1200 Meter vom oberen Eingang. Und es ist Anfang August. Die Außentemperatur liegt selbst zu dieser Stunde noch bei über 30 Grad.

Die beeindruckende Eingangshalle fungiert als gigantischer Kühltank. Der winzige Zugang zum Gefrierfach ist uns vom letzten Jahr her bekannt. Dort, wo die eigentliche Höhle beginnt, sind wir froh um den dicken Unterschlaz und den zweiten Pulli, den wir darunter angezogen haben. Der bergabführende Gang ist niedrig; ausgefressen vom jährlichen Hochwasser im Frühjahr. An manchen Stellen liegt Sand in den Fließfacetten, daneben stehen vereinzelt Steinmännchen zur Orientierung. Wir fragen uns, weshalb. Der Gang ist eindeutig, zumindest noch. Ein kleiner Dom zwingt uns zum ausgesetzten Abstieg an einem halb durchgescheuerten Stahlseil. Über Blöcke geht es an den Grund des rund 20 Meter hohen Schachts, einer der wenigen versinterten Stellen im vorderen Höhlenteil. Danach steigt der Canyon wieder an. Klettern können ist gefragt, stellt uns aber angesichts des supergriffigen Gesteins vor keine echte Herausforderungen. Wir kommen gut voran, obgleich wir langsam erahnen, wie die Höhle aufgebaut ist. Es geht ständig auf und ab, teilweise über jeweils 50 Meter. Glatte Rampen, Blockgewirr – wahre Zeitfresser. Nach einer Stunde stehen wir schließlich vor einem steilen Abstieg in ein schier unergründliches Loch. Keine Haken, kein Seil. Wir



Vor dem oberen Eingang der Srnica

rätseln, ob dies der richtige Weiterweg ist. Von Steinmännchen keine Spur mehr. Zudem kommt uns die Stelle nicht mehr bekannt vor. Wir wagen es, gleiten über fragil aussehende Blöcke hinunter, immer tiefer, bis uns die Höhle wieder ihren eisigen Atem entgegenschickt. Ein Wunder, dass das schlanke Steinmännchen vor dem „Windtor“ noch steht. Die Hoffnung, endlich einmal ein wenig Strecke machen zu können, wird enttäuscht. Schon nach wenigen Metern stehen wir vor einer Wand. Ein dynamisches Kletterseil baumelt aus einem uneinsehbaren, finsternen Loch. Hält es? Wir klettern frei hinauf, ziehen uns nach einem kurzen „Verhauer“ in einen schmalen Gang und lassen uns kalt föhnen. Wieder geht es ausgesetzt hinunter und wieder geht es drüben steil hinauf. Die Passagen allerdings werden teilweise eng und schmutzig. Eben als wir uns fragen, ob wir noch richtig sind, beleuchtet Fritz zwei lange schwarze PVC-Rohre am Gangboden. Die Frage kommt wie aus einem Munde: Wie haben sie die da reingekriegt? Und für was?

Nach fünf Metern geht es ... natürlich wieder rauf. Diesmal hängt ein Speleoseil von einem großen Block herab. Die Flanke ist aalglatt und mit einer feinen Lehmschicht überzogen. Es ist ein Kunststück hinaufzuklettern – vor allem, wenn man zu faul ist, endlich den Gurt anzulegen.

Als wir oben auf einer abschüssigen Rampe stehen, ist es bereits elf Uhr nachts. Keiner von uns kann noch sagen, wie weit wir im Berg sind, geschweige denn, wie viel Meter wir noch von den Schächten entfernt sind. Aber jeder von uns dreien weiß, dass das Ziel heute unerreichbar ist.

Doch der Canyon steigt stetig an. Es ist die längste Strecke, die uns die Höhle nach oben führt. Der Gang wird zunehmend enger, schmaler. Ein kleines Rinnsal plätschert über die Felsen. Plötzlich bleiben wir stehen, lauschen in die Nacht. Ein Wasserfall? So hört es sich doch in der Falki vor dem großen Wasserfall auch an. Wir steigen weiter; immer bergauf. Ab und an passieren wir klare Wasserbecken und schneeweißen Sinter. Zu dumm, den Foto aus Gewichtsgründen unten am Beginn des Aufstiegs gelassen zu haben. Der Aufstieg wird zunehmend alpin, zwingt uns zu Kletterei. Diesmal in anspruchsvollerem Gelände. Und das Rauschen wird lauter. Nur das Wasser, das nicht mehr als ein mäßiger Strahl aus einem Wasserhahn sein kann, will nicht zu diesem Geräusch passen. Schließlich stehen wir vor einem winzigen Durchschlupf, der Quelle des Rauschens. Der Höhlenwind zwingt sich hier durch ein Loch von kaum 50 cm Durchmesser. Kaum zu glauben, wie laut schlichter Wind sein kann. Dahinter werden wir mit wunderschönen Sinterkaskaden belohnt. „Plitvice“ kommt uns in den Sinn. Davon war auf dem Höhlenplan die Rede. Entmutigend nur, dass diese Passage kaum 500 Meter hinter dem Eingang liegt.

Wir passieren einen kleinen See. Er liegt in einem Trockensiphon, der bei Hochwasser sicher geflutet ist. Kurz dahinter folgt ein steiler Abbruch. Es geht wieder bergab, was sonst. Die Hoffnung, nun endlich in der Druckröhre rasch voranzukommen, stirbt lautlos in einem vielsagenden Blick und einem Nicken. Es ist zwölf Uhr, Zeit zur Umkehr. Vor allem wegen der vielen Kletterstellen im Abstieg. Und Fotos wollen wir auch noch machen, wenigstens im vorderen Bereich.

Nach weiteren eineinhalb Stunden stehen wir wieder in der Eingangshalle und ziehen uns um. Draußen ist es nun angenehm warm. Um zwei sehen wir uns den Höhlenplan auf der Terrasse unserer Ferienwohnung an und schütteln ungläubig den Kopf. Von der angestrebten Strecke haben wir gerade einmal

ein Zehntel geschafft. Die nächste Höhle, so sind wir uns einig, ist die „kleine“ Srnica. Eine absolut saubere, einfache Altherrenhöhle mit kaum 800 Metern Gesamtlänge.

Die Schwierigkeit bei dieser Tour liegt für uns zunächst nicht in der Höhlenbefahrung selbst, sondern vielmehr im Finden der unscheinbaren Karsterscheinung. Ein Bachbett – eine Felswand – kein Weg mehr. Und dabei ist die Höhle auf den knallroten Schildern angeschrieben und auf allen gängigen Karten als Naturdenkmal vermerkt. Wir kehren uns von der Vorstellung eines auffälligen Höhlenportals, wie wir es Tage zuvor hatten, ab und suchen nach kleinen Nischen und Spalten. Es ist Zufall, dass Fritz die Wand etwas emporsteigt und einen kalten Luftzug spürt. Das Einstiegsloch misst kaum einen Dreiviertelmeter. Der aufgefilzte Rest eines Seiles schwingt im kühlen Hauch. Rasch sind wir angeschlätzt und lassen uns vom Berg verschlucken. Es bleibt eng auf den ersten Metern. Wir zirkeln am Rand eines Schachtes vorbei, dessen Ende wir nicht sehen; winden uns durch sauber ausgewaschene Schlufkehren, bis sich das Terrain etwas weitet. Der Gang mäandert schräg nach unten. Sein Boden ist mit rundgeschliffenen Kalkkugeln bedeckt. Die Farben reichen von Dunkelrot über Grün bis Schneeweiß. Doch schon nach ein paar Metern verengt sich die Höhle wieder. Scharfkantige Hacheln stechen in die Rippen. Eine schmale Ellipse spuckt uns in eine kleine Kammer aus. Von hier geht es wieder bergauf. Erinnerungen werden wach. Allerdings mit der Gewissheit, dass das der DAX-Kurve ähnelnde Profil endlich und nicht unendlich ist. Der Charakter der Höhle ist jedoch anders angelegt, nicht so eindeutig wie in der Mala Boka, die nur etwa 3 Kilometer entfernt ist. In einem „Verteiler“ verzweigt sich der Hauptgang in mehrere schlufbare Äste. Wir haben die Qual der Wahl und befahren den größten davon. Er führt an einem kleinen See vorbei hinauf in eine geräumige Halle. Am oberen Rand scheint es weiterzugehen. Doch die rund acht Meter hohe, senkrechte Passage erscheint schwierig, zumal kein Seil oder Verankerungen erkennbar sind. Der Gedanke, hier noch auf Neuland zu stoßen, ist ebenso frevelhaft wie unsinnig. Und doch quäle ich mich die glitschigen Vorsprünge hinauf, um oben festzustellen, dass es kein Fortkommen gibt und vor mir schon jemand da war. Zugegeben, ich bin froh um die rostigen Spits, die mir einen komfortablen Abstieg am mitgebrachten Seil gewährleisten.

Wir steigen im Verteiler nach oben, winden uns wie auf einer niedrigen Wendeltreppe hinauf in



In der P4 am Kanin



ein weiteres Höhlengeschoss. Natürlich geht es am höchsten Punkt bergab – und danach wieder rauf. Der Gang wird eng und ist am oberen Ende mit einem Versturz garniert. Es scheint jedoch einen Weg hindurch zu geben. Trittsuren leiten uns durchs fragile Labyrinth; wir hadern und steigen doch weiter, bis wir in einem weiteren Gang stehen. Ja, wir können tatsächlich stehen! Und es hat sich gelohnt. Die Wände sind über und über mit Versteinerungen von so genannten Kuhtrittmuscheln übersät. Die herzförmigen „Stromatoliten“ stechen in sattem Orange aus dem hellen Gestein, sind teils zu richtiggehenden Fabelgesichtern herausmodelliert. Wir steigen die Halde entlang bergab, um gleich wieder nach oben zu gehen. Nichts Besonderes, wenn da nicht auf einmal dieser veränderte Geruch wäre. Es riecht würzig und schwer ... Außenluft? Schon nach kaum 50 Metern stehen wir an einem großen Portal hoch über dem Bachbett. Der Ausblick ist fantastisch. Eine kleine Loge inmitten von sattem Grün; unerreichbar, so scheint es zumindest einer Familie, die gut 60 Meter unter uns verzweifelt nach dem Höhleneingang sucht. Der Vater winkt ernüchtert ab, als er uns erblickt.

Wir gehen zurück in die Kühle der Höhle und schlafen dem unteren Ausgang zu. Im Verteiler überlegen wir eine ganze Weile, welcher Gang denn nun der richtige ist und drehen tatsächlich eine unfreiwillige Ehrenrunde durch die Muschelpassage, bevor wir in die Hitze des Tages zurücksteigen.

Rok, mein bislang einziger, einheimischer Kontaktmann zum Kanin, lässt auf sich warten. Meine letzte Mail ist schon eine Weile her. Wir wollten uns in Bovec am Fuße des Rombon-Kanin-Massivs treffen, um eine gemeinsame Tour zu unternehmen. Nichts Großes, etwas zum Kennenlernen eben.

Es ist acht Uhr abends, als mich die SMS erreicht, dass er auf dem Weg ist und heute noch zum Biwak aufsteigt. Ich habe gerade eine 12-Stunden-Wanderung mit 1800 Höhenmetern hinter mir und bin froh, die Füße hochlegen zu können. Die Frage, ob ich mitkomme, erübrigt sich. Dennoch treffen wir uns für ein kleines Bierchen in der Ortsmitte. Ich lasse mir beschreiben, wo dieses Biwak ist und entschliesse mich einen Tag später hinzuzustoßen. Ich schelte mich innerlich einen Idioten, als ich zusage, bis spätestens zehn Uhr morgens oben zu sein. Dies nämlich bedeutet, dass für mich um halb fünf der Wecker klingelt. Früh aufstehen ist so gar nicht meine Sache. Aber wenn es um die „Sache“ geht ... Schließlich will ich ja den Kontakt für andere Unternehmungen intensivieren.

Mein Rucksack und der Schleifsack bringen stolze 30 Kilo auf die Waage. Das unförmige Gespann drückt mächtig in die Lendenwirbel. Und es liegen nicht weniger als 100 Höhenmeter Aufstieg vor mir. Ein Glück, dass die Dämmerung Wolken am sonst so blankblauen Himmel erkennen lässt. Die taugeschwängerten Blätter am schmalen Pfad durchnässen meine Bergstiefel schon nach den ersten hundert Metern. Es geht steil durch den Wald, gedämpft von einer dicken Schicht trockenen Laubs aus dem letzten Herbst. Rechts von mir ragt eine steile Felswand auf. Sie zieht sich bis auf 2100 Meter hinauf. An ihrer Flanke steige ich bergan, weiter oben durch Latschengestrüpp an der letzten Quelle vorüber, die mit riesigen Lettern in drei Sprachen an einem Felsblock angekündigt ist. Wenn jemand das Wort Karst nicht zu deuten weiß, dann wird es ihm spätestens an dieser Stelle klargemacht. Nach zwei Stunden finde ich mich in einer wahren Felswüste wieder. Nur an wenigen Stellen wächst noch Gras. Ich sehe mich um, suche in den einsamen Karren nach Bewegung, nach einem Biwak. Doch nichts. Die anderen Forschungsgruppen aus allen Teilen Europas, die etwas unterhalb ihre Lager aufgeschlagen haben, habe ich bereits hinter mir gelassen. Die Zelte waren zu; die Polen, Tschechen und Engländer schnarchten noch friedlich vor sich hin.

Das Höhlenbiwak der Slowenen sollte den Schilderungen nach komfortabler sein. Eine graue Hütte ... Wie hilfreich in einem Gelände, das von Grau dominiert wird.

Es ist kurz vor neun, als ich eine kleine Hütte mitten im Meer der Karren und Schächte ausmache. Ich atme auf. Doch das kaum zweihundert Meter entfernte Ziel scheint wie eine Fata Morgana. Unzählige Spalten und Löcher tun sich vor mir auf, zwingen mich zu weiten Umwegen. Ich brauche eine halbe Stunde, bis ich endlich in die Hand von Robert und Rok einschlage. Es herrscht sichtlich Freude und Ungläubigkeit, dass ich tatsächlich heraufgekommen bin. Sofort werde ich mit einem heißen Tee bedacht. Ich bin heilfroh darüber. Das Außenthermometer zeigt gerade noch einmal 5 Grad über Null. Kaum zu glauben, nachdem gestern im Tal erneut die 35-Grad-Marke durchbrochen worden war.

Nach einem kurzen Plausch in „Bauernenglisch“ im überraschend komfortabel eingerichteten Biwak, packen wir unsere Ausrüstung zusammen und bereiten uns für die anstehende Höhlentour vor. Eine Neuentdeckung steht auf dem Programm. Der Schacht namens P4 wurde erst dreimal befahren und reicht bis in eine Tiefe von derzeit 200 Metern. Danach folgt eine Engstelle, der man heute zu Leibe



Das Speleobiwak am Kanin

rücken will, um tiefer zu kommen. Ziel des Ganzen besteht darin, endlich in den großen Kanincanyon zu gelangen, in welchem ein richtiggehender Fluss fließen soll. Wie sonst würden die großen Fluten aus der Boka bei Hochwasser zustande kommen. Zudem besteht die vage Möglichkeit, eine weiterführende Verbindung zum BC4-System herzustellen, das nicht allzu weit entfernt liegt. Weitere 300 Höhenmeter würden dem ohnehin schon 1200 Meter messenden System das Prädikat der tiefsten Höhle Sloweniens einbringen. Ein Ziel, das sich zu verfolgen lohnt.

Der Eingang liegt auf rund 2100 Metern Seehöhe und ist, wie bei jeder vielversprechenden Höhle, nicht leicht zu finden. Genauer gesagt, der Schacht liegt an einer Stelle, an der man kaum eine Höhle dieses Ausmaßes vermuten würde – direkt am Abhang eines Schutthügels schräg unterhalb des Kaningipfels. In meiner Einfalt suggeriere ich mir die ernst gemeinten Worte meiner Gastgeber, mit der sie ihre Neuentdeckung umschreiben, als blumige Umschreibungen vor. Dabei müsste ich wissen, dass die Slowenen kein Volk der Übertreibung, sondern überzeugte Untertreiber sind. „Etwas schmal“ heißt hierzulande: saueng. Und: „das geht ganz gut“ kann mit, „es dauert ewig“, übersetzt werden. Spätestens als vor einem uneinsehbaren Mäander jemand zu mir sagt: „Manche ziehen den Gurt hier aus, aber es geht schon“, hätten die Alarmglocken läuten sollen. Aber irgendwie war ich getrieben von falschem Ehrgeiz nicht mehr für solche Warnungen empfänglich.

Das Resultat war beschämend. Nach etwa acht Metern ging nichts mehr; weder vor noch zurück. Rok schlufte zu mir auf. Er macht es richtig: Kopf voraus und zumindest ohne Steigzeug.

In unsäglicher Peinlichkeit fingere ich an meinen „Armaturen“ herum, löse Karabiner um Karabiner. Es dauert ewig. Die anderen sind schon nicht mehr zu hören. Dann, als ich nur noch den Gurt an habe, löst sich der Pfropfen „Udo“ im Abflussrohr. Es geht weiter, wenn auch mühsam. Wir sind noch zu dritt, als wir uns in der nachfolgenden winzigen Kammer treffen. Die Nachhut, wenn man so will. Nur Robert kommt noch nach uns, mit viel Gepäck. Der Gang, welcher am geräumigsten aussieht, führt schräg nach unten. Rok ist sich nicht sicher. Hier wäre er noch nie gewesen. Wir rufen – keine Antwort. Also geht es im zähen Lehm bergab bis zu einem niedrigen Joch. Dahinter – Sackgasse. Kaum haben wir die Kammer wieder erreicht, stößt Robert zu uns, grinst uns an und weist nach vorn. „This way, guys.“ Wir schlufen weiter, bis uns der Gang in den ersten kleinen Schacht ausspuckt. Ergo: Steigzeug wieder raus. Ich sage mir, irgendwann muss es ja schließlich runter in die Schachtreihen gehen. Rasch ist die kletterbare Stelle mit einem kurzen Strick abgesichert und es geht voran – zur nächsten Engstelle. Die Kunst dabei liegt nicht in der Enge, sondern an der sich anschließenden freihängenden Umsteigestelle. Longen, die den Übergang sichern, gibt es nicht. Alles ist noch neu und offensichtlich in Eile angelegt.

Minimalismus wird verständlicherweise großgeschrieben, wenn jeder Anker und jede Lasche 1200 Meter hochgetragen werden muss.

Ich gondle aus der Spalte ins Nichts hinaus, sause einen halben Meter in die Bremse. Der Schacht ist groß, weckt die Hoffnung auf etwas geräumigere Fortsetzungen. Doch erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt. Wieder wird es eng und luftig. Der Spalt gähnt finster nach oben, verjüngt sich zu einer üblen Falle, sofern man den Halt verliert. Ungesichert klemme ich mich hinüber zur nächsten Aufhängung und seile den nächsten Schacht ab. Ich horche in mich hinein, denke an den Aufstieg und den nachfolgenden Abstieg ins Tal. Die Beine werden von Minute zu Minute schwerer. Müdigkeit fängt mich ein. Und wieder stehen wir vor einem Minimalmäander. Es dauert, bis der Erste abseilen kann. Der Blick hinab verrät: Es geht genauso weiter. Und wir sind erst etwa 70 Meter tief; von über 200! Es fällt schwer, diese Einsicht zuzulassen. Und doch tut der Gedanke wohl, in aller Ruhe aufsteigen zu können. Ich verabschiede mich und kehre um. Im Aufstieg mache ich noch ein paar Bilder und erreiche den letzten Schacht vor dem Ausgang überraschend schnell. Über mir verspricht der blaue Himmel Wärme und einen schweißtreibenden Abstieg.

Am darauffolgenden Tag treffen wir uns in Bovec wieder. Die Tour wäre ein voller Erfolg für die Forschenden gewesen, so Robert. Die Höhle sei nun 350 Meter tief und es ginge noch immer weiter.

Rasch werden Pläne für 2014 gemacht. Ich, und das heißt die Interessierten von der ARGE Grabenstetten, wir sind demnach herzlich eingeladen, ein paar Tage im Biwak zu verbringen. Wer weiß, vielleicht sind wir dabei, wenn man die Verbindung schafft. Nach den jüngsten Erfolgen im Toten Gebirge haben wir jedenfalls das Zeug dazu.

Autor (auch alle Bilder):

Udo Wieczorek
Ulmer Straße 55a
89275 Elchingen
du-wieczorek@gmx.de

